Leben mit einer Paraplegie

Autor(en): **M.B.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **86 (1977)**

Heft 2

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-547820

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Leben mit einer Paraplegie

Vor dreizehn Jahren wurde das Leben meines Mannes durch einen schweren Unfall grundlegend verändert. Er, bis dahin ein Mensch mit bester Gesundheit, der Spitäler nur von gelegentlichen Krankenbesuchen kannte, musste erleben, was es heisst, hifllos dazuliegen, angewiesen auf Ärzte und Krankenschwestern. Seine Verletzungen waren sehr schwer, Hoffnung auf ein langes Weiterleben bestand kaum. Während sich Angehörige und Freunde auf den endgültigen Abschied vorbereiteten, hatte ein Mensch überhaupt nie einen Gedanken an den Tod – der Patient selber. Er war sich absolut nicht bewusst, was ihm geschehen war, ersuchte er doch in dieser Zeit den Arzt, ihm ein Zeugnis auszustellen, dass er krankheitshalber seinen Militärdienst verschieben müsse. «Nie wieder werden Sie gehen können», so erklärte der Arzt.

Es verging Zeit, lange Tage und noch viel längere Nächte. Zwei Jahre später wurde der 33jährige Mann zwecks Rehabilitation in ein anderes Spital auf eine Spezialabteilung übergeführt. Hier lernte ich ihn als junge Krankenschwester kennen. Ein Mann von beträchtlicher Grösse, der noch 35 kg wog, der an sieben verschiedenen Stellen so schlimme Decubituswunden hatte, dass man die Knochen sah. Doch so elend dieser Körper, so gross war die Hoffnung und der Wille, wieder gesund zu werden, wieder gehen zu lernen. Mein Patient war von seiner vollständigen Genesung so felsenfest überzeugt, dass selbst ich, die doch hätte wissen müssen, dass einem Paraplegiker Grenzen gesetzt sind, an ein Wunder glaubte. Auch unser Weg ist Mühe und Arbeit, unser Losungswort: «Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.» Trotz dem Fahrstuhl haben wir vor zehn Jahren geheiratet. Wir gehen unseren gemeinsamen Weg so «normal» wie möglich. Mein Mann hatte das Glück, in einem Beruf zu stehen, den er weiterhin ausüben konnte und der ihm jetzt, wie vor seinem Unfall, Abwechslung, Freude und, wie könnte es anders sein, manchmal auch Ärger bringt.

Sehr wichtig ist für uns eine Wohnung, die unsern Bedürfnissen angepasst ist. Während der ersten drei Jahre hatten wir bis zu unserem Wohnungseingang 16 Stufen zu ersteigen. Mit Stützapparaten und Krükken hatte mein Mann mühsam gehen gelernt, doch hat er es nie so weit gebracht, seine Schritte ohne Angst allein zu tun. So kam es, dass er ohne einen Helfer unser neues Heim nie betreten oder verlassen konnte. Diese unfreiwilligen Turnübungen mögen für die Blutzirkulation gut gewesen sein, doch überwogen unserer Ansicht nach die negativen Aspekte. Abgesehen von der Gefahr eines Sturzes und Knochenbruchs finden wir es gar nicht gut, wenn ein Mensch mehr als absolut nötig auf einen andern angewiesen ist. Glücklicherweise haben wir jetzt eine Wohnung nach unseren Wünschen. Ebenerdig, mit einem zweiten Zugang durch die Garage. Das Garagetor lässt sich vom Führersitz aus mittels Schlossschalter öffnen und schliessen. Weiter haben wir in allen Zimmern pflegeleichte Spannteppiche und Türöffnungen, überall breit genug für einen Rollstuhlfahrer. Leider ist dies in den meisten Wohnungen für Badezimmer und Küche nicht der Fall. So wie wir jetzt wohnen, kann mein Mann über Tage allein gelassen werden. Mir selber hat diese Änderung erlaubt, zeitweise wieder meinen Beruf auszuüben.

Auch in einer Gemeinschaft wie der unseren muss man, um zufrieden leben zu können, sich anpassen und immer wieder auf die verschiedenen Interessen und Wünsche des andern Rücksicht nehmen. Es ginge auf die Dauer bestimmt nicht gut, wollte eines nur immer nehmen und das andere sollte sich ein Leben lang aufopfern. Dazu wird mit Mitleid meist wenig geholfen. Eher braucht es ein feines Gefühl, die Art des andern verstehen zu lernen – etwas vom Schwierigsten, wenn man bedenkt, wie schlecht man meist sich selber kennt.

Immer wieder kommt es vor, dass man mir sagt: Sie haben richtig auch eine Last auf sich genommen, wie bewundernswert!, usw. Leute, die so sprechen, kennen uns nur sehr oberflächlich. Mitbewohner unseres Hauses, Nachbarn, Freunde und Familienglieder sehen sehr wohl, dass es uns gut geht, besser als vielen validen Ehepaaren. Beide haben wir berufliche Aufgaben, die uns erfüllen, und können uns vieles leisten, was das Leben schön macht.

Zum Beispiel nehmen wir Kinder (leider haben wir keine eigenen) in die Ferien. Während der Schulferien ist es keine Seltenheit, dass wir bis zu vier kleinere und grössere Pensionäre haben. Von klein auf sind sie an uns gewöhnt. Für sie ist es das Natürlichste auf der Welt, den Götti und Onkel im Fahrstuhl zu sehen. Nach dem Abendessen legt sich mein Mann meistens mit seiner Zeitung auf dem Ruhebett in der Wohnstube nieder. Wenn Kinder da sind, bleibt der Rollstuhl selten längere Zeit unbesetzt. Zur Abendtoilette wird gefahren, und es muss ein besonderes Vergnügen sein, höcklings die Zähne zu putzen. Ein kleiner Neffe von eher bequemer Natur meinte: «Der Götti hat es schon gut, immer darf er fahren, nie muss er gehen.»

Die Ferien haben wir manches Jahr zu Hause verbracht, von wo aus wir kleinere Ausflüge mit unserem unentbehrlichen Auto unternahmen. Da mussten wir eines Tages geschäftehalber für drei Tage nach England. War das eine Aufregung! Aber es ging, sogar sehr gut. Das Besteigen des Flugzeugs, das Leben im Hotel, man war und ist uns gegenüber überall sehr hilfsbereit und freundlich. Auf einmal war unsere Welt wieder viel grösser geworden. Seither verbringen wir unsere Ferien meistens irgendwo am Meer. Wir mieten eine Wohnung oder ein kleines Haus preisgünstig und ausserhalb der Saison.

Möglicherweise liest jemand diese Zeilen, der selbst an einen Fahrstuhl oder sogar an ein Bett gefesselt ist und kaum Hoffnung hat, wieder einmal unter «gesunden» Mitmenschen leben zu können. Auf keinen Fall möchten wir ähnlich Gebrechlichen sagen: «Nehmen Sie sich an uns ein Beispiel», denn wir wissen nur zu gut, dass kein Schicksal ist wie das andere. Dem einen wird eine optimistische Art mit in die Wiege gegeben und es ist nicht sein persönliches Verdienst, wenn er es im Leben leichter hat als andere.

Ja sagen zu seinem Schicksal, zum Leben, auch dann, wenn es voller Probleme und voller Leid geworden ist, nun, das ist ein guter und oft gegebener Rat, doch der Weg zu diesem Ja ist weit und kann sehr steil sein. Trotzdem ist er gerade für einen körperlich behinderten Menschen von grösster Wichtigkeit. Heute hat mein Mann Mühe, sich sein Leben ohne Fahrstuhl vorzustellen. «Es wurde mir viel genommen, aber noch mehr gegeben», sind seine Worte. M.B.

(Aus «Zeitschrift für Krankenpflege» Nr. 6, 1976)